

29]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

Seimkehr.

Ein halbes Jahr ist vorüber. Auf der Wasserscheid blieb alles beim alten. Der Frühling und der Sommer bringen hier keine Veränderungen, ausgenommen, daß der weite Grasboden grün, statt weiß ist. — Die Nadelhölzer am Rande der Wiesen sind immer gleich dunkel. Nur die Luft ist weich und duftig und die Junisonne fängt schon an, der Hochebene die Scheitel kahl zu brennen. — Der Spatz der langen Winternächte hat aufgehört. In Wiltraud's verdüstertester Seele entschwanden allmählig seine Schatten. — Auch trägt ihr manchmal ein schmeichelnder, weicher Hauch die Botschaft herauf, daß da drunten in der Welt die Blumen blühen, daß es so schön sei in den Gärten, — daß es in dem Jungholz am Windbruch so geheimnißvoll rausche und goldgrüne Pflücker durch das frische Laub werfe! — Und dann ist es ihr jedesmal, als höre sie in weiter, weiter Ferne das alte Mählrad wieder gehen. Sie kann machen, was sie will, das Geräusch verfolgt sie unablässig. Nur wenn sie recht inbrünstig an den Sebald denkt — verstummt es. Das sind nun so die Sommergespinnste — mittäglicher Spuk, wie's im Winter mitternächtlicher Spuk war. Dann nimmt sie ein Foch mit ein paar schweren Wasserkübeln, die sie am Brunnen gefüllt hat, auf den Nacken und trägt die Last so stolz ins Haus, als wär's ein Königsmantel, der ihr von den Schultern hänge.

„Arbeit vertreibt die Spinnweben inwendig und auswendig.“ — Die Genossen kommen und gehen wie immer. Sie bringen jetzt öfter Nachrichten von drunten, weil der Sommer und die nahe Heuzeit mehr Bewegung und Verkehr gestattet, als im Winter. — Alle wetzeln sich miteinander, dem „Augentrost“ was Neues zu berichten, ihr eine duftende Nelke oder gar eine goldene Schnur auf den Hut und was derlei Herrlichkeiten mehr sind, mitzubringen, und jeder ist belohnt, wenn sie ihm einen freundlichen Blick dafür gönnen. So herrscht sie da oben in ihrem kleinen Reich und hat's gut — was man eben im Volk unter „gut haben“ versteht. — Aber 's ist was eigenes mit ihr, sie lacht nie. Sie wird täglich schöner und anmuthiger. Und doch ist zwischen den starken Brauen eine Falte auf der jugendlichen Stirn, die im strengsten Widerspruch zu der wunderbar aufgegangenen Mädchenblüthe steht. Auch der lieblich geschweifte Mund hat immer den gleichen herben, verschlossenen Zug, und die Gestalt scheint noch größer und höher als früher.

„Möcht' nit mit der anbinden!“ sagt ein Wanderer im Heraufkommen zum andern, als die zwei Wiltraud stehen sehen.

„Grüß Gott!“ sagen sie.

„Grüß Gott!“ antwortet Wiltraud mißtrauisch und giebt das Erkennungszeichen des Ordens.

Die beiden erwidern es regelrecht.

„Also Haberer?“

„Freili!“

„Wo kommt's her?“

„Aus Tirol. Wir haben g'hört, daß die Straßkompagnie drunten wieder abgezogen ist, und daß die Hez' soweit 'n End' hat. — Da sind wir wiederkommen und hab'n uns drin um 'n Arbeit g'schaut beim Neubau vom Pfarrhaus. Dös denkt doch keiner, daß wir so frech wären und da mitbauen thaten, wann wir's hätt'n niederbrenne g'holfen. Aber 's ist schon fast fertig und da brauchen s' keine neuen Arbeiter mehr.“

„So ist d' Straßkompagnie fort?“ fragt Wiltraud.

„Ja, schon seiter am Mittwoch.“

„Wo habt's ei'lehrt?“

„Beim Hochbräu! Wir haben doch schauen wollen, was er denn jetzt für a Bier braut!“

„Wieso?“

„No, ob's Treiben was g'holfen hat!“

„'s war aber wirklich besser als früher,“ schaltet der jüngere ein, der auch was reden möchte.

„Habt's den Hochbräu au g'esehen?“

„Naa, der ist ja auf den Schrecken hin ganz lahm blieb'n, heißt's. Der Sohn, der sei tüchtig — der hat's meist' unter sich. — Der Alte hätt' ihm's scho lang übergeben, wann er heirathen thät — aber er mag nit. Dös ist a so a b'sonderer.“

„Ja, und von die Treiben will er au nig mehr wiss'n,“ sagt der ältere.

Wiltraud wendet sich rasch ab. „Geht's eint in d' Stuben, ös werd's Durst haben, 's macht heiß, da auf!“

„Ja —“ sagt der eine und wirft den Rucksack ab. — Der Jüngere starrt aber immer noch voll Staunen und Wohlgefallen Wiltraud an. „Wo bist denn Du her?“

„Von der todten Mühl' am Windbruch.“

„Wie heißt denn?“

„Ja, no — hier heiß i halt Augentrost, — so haben s' mich 'tauft.“

„Donnerwetter, da hätt' i Taufpach' sein mög'n! Nimmst mi nit nachträglich zum Göd? Vielleicht wirst g'firmt an no bei die Haberer — aber da wirst Dir scho für ein'n gesorgt haben —!“

„Sitz hin — und trink! I bin so Spafetteln nit g'wohnt!“ sagt Wiltraud stolz und stellt ihm den Bierkrug hin.

„O jerum! Jetzt hab' i mi scho g'freut, daß ma amal a saubere Schendbirn krieg'n, — jetzt bist so eine, wo gar nig z' wollen ist!“

„I bin überhaupt kei Schendbirn. I bin da als Haus-tochter, und die Hiesigen wissen dös alle und wird sich keiner was gegen mich erlauben.“

Der Bursche zieht den Hut und steht auf. „Ah, i bitt' um Entschuldigung, Fräulein Königin — i werd' mir's merken.“

Wiltraud geht ruhig, als habe sie nichts gehört, aus der Schenktube.

„Gelt, i hab' Dir's g'sagt, mit dera möcht' i nit anbinden. Sigst es — i bin halt alleweil der G'scheitere.“

„Naa — dös is eine —!“ sagt der andere verblüfft.

„Wer weiß,“ fährt der erste fort. „Nix Ordinarig's ist di nit. 's giebt a diemal so vornehme Damen, die sich als Sennerinnen oder so was verkleiden —!“

„Ja, warum nit gar — vornehme Dam', — spinne thut die, sonst nig.“

„Willst stad sei? Mit dera hat's jedenfalls a b'sondere Bewandtniß — dös steht man ihr doch an,“ warnt der andre. „Wir waren ja so lang' fort und wissen nig, was seither vorganga ist —“

Indessen ist Wiltraud vor's Haus getreten und hat nach dem BIRTH, den sie jetzt „Vater“ nennt, ausgeguckt. Der Alte ist heute nach dem Markt gefahren, um Einkäufe zu machen.

Sie braucht nicht mehr lange zu warten. Eben kommt das Gefährt die Steig herauf.

Aber der BIRTH ist nicht allein, er bringt noch jemand mit. — Es ist der Gemeinbediener.

„Bist da, mei Madl,“ ruft ihr der Alte zu. „I hab' scho fast Zeitlang nach Dir g'habt. — So — grüß Di Gott!“

„Grüß Gott, Vater!“ sagt Wiltraud und nimmt dem Alten die Bügel ab, um das Pferd auszuschnirren.

„Da hab' i den G'meind'sdiener aufsitzen lass'n, der war grad' auf 'm Weg zu Dir!“

„Zu mir?“ fragt Wiltraud erschrocken, denn was kann ihr von daher gutes kommen? Sie hält inne mit dem Ausspannen und sieht den Mann fragend an. Der öffnet seine Ledertasche und zieht ein Amtschreiben heraus. „Das ist heut' früh für Dich kommen.“

Wiltraud hat die Bügel in der Hand und kann es nicht nehmen.

„Wart', i spann selber aus“, sagt der BIRTH, „daß Du lesen kannst.“

Wiltraud entfaltet angstvoll das Papier. Es enthält in wenig Worten die Aufforderung der Zuchthausdirektion in München an die Gemeindevverwaltung, den Sebald Ammeyer am dreizehnten dieses Monats von der nächsten Bahnstation abholen zu lassen, da derselbe auf ärztlichen Antrag in seine Heimath entlassen sei.

Wiltraud steht wie erstarrt, sie liest und liest, bis ihr die Buchstaben verschwimmen, und kann doch nichts anderes herauslesen, als daß Sebald frei — aber schwer krank ist — vielleicht schon verloren, sonst hätten sie ihn nicht heimgeschickt. — Ihr schwindelt — Freude, den Bruder wieder zu haben, Schmerz, ihn so wieder zu bekommen — Angst und Hoffnung reißen an ihrer Seele. Sie sinkt dem alten Wirth an die Brust und giebt ihm den Brief.

„Ja, um Gottes willen — was ist da g'schehn?“ sagt der erschrocken und liest das Schreiben. „Hm, dö's ist freilich arg! — Heut ist ja der dreizehnte! Da kam' er ja heut schon an?“

Der Gemeinbediener, der bereits weiß, um was es sich handelt, nickt. — Wiltraud rafft sich auf. Da muß i auf der Stell' 'nunter, wann kommt der Zug von Müncha?“

„Der muß scho da sei — später kommt nur noch a Güterzug durch, der aber keine Personen befördert —“ sagt der Gemeinbediener verlegen und zieht seinen Fahrplan aus der Tasche.

„Jesus Maria, da siht der arme Trops a paar Stund' allein in dem leeren Stationshäusl in Peuzberg. Warum krieg' i denn aber auch den Brief so spät?“

„Ja, 's ist halt weit bis da 'rauf!“ brummt der Gemeinbediener.

„Vater, lieber Vater, um Gottes willen, laßt mi 'nunterfahren — wenn 's Pferd am müd' ist — a Menschenleben geht doch vor — nit?“

„Dö's versteht sich von selber!“ sagt der Alte betrübt.

„D mei, — jeht geht unser Schutzengel fort — jeht mag i glei gar nimmer da sei! Aber dö's ist Nebensach', Du mußt Deim Bruder z' Hilf eilen — dö's ist 's wichtigste. Geh Du und richt' Dich z'amm. Nimm au was zur Stärkung mit, der Mensch wird halb verschmachtet sein. I gieb derweil 'm Roß noch a Brot und a Wasser, daß es was hat. Und dann fahr in Gott's Namen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kinderspielzeug im Alterthum.

(Nachdruck verboten.)

Von Dr. Max Baumgart.

Das Spielzeug des Kindes gehört zu denjenigen Gegenständen des Hausraths, die nicht nur eine alte Geschichte aufzuweisen haben, sondern auch vorkommen werden, so lange es Menschen geben wird.

Welche Wandlungen das Spielzeug durchgemacht hat, bis sich aus seiner Herstellung als Handelsartikel eine besondere Industrie entwickelte, läßt sich, soweit es die Zeit vor dem Mittelalter betrifft, nur in wenigen Spuren verfolgen; besonders gilt dies hinsichtlich des deutschen Spielzeugs. Wir sind aber zu der Annahme gewiß berechtigt, daß ebenso wie unsere Kinder auch diejenigen unserer Urvorfahren ihre goldenen Tage durch Spielen mit mancherlei Gegenständen verbrachten.

Freilich, Spielwaren, wie sie in unserer Zeit die Aufmerksamkeit, den Scharfsinn und die Erfindungsgabe des Kindes mitunter in übertriebener, zur Blasiertheit führender Weise in Anspruch nehmen, gab es früher nicht.

Wie der Mensch selbst, wie seine Lebensweise und Beschäftigung war, so war natürlich auch die Art und Weise des kindlichen Thuns und Treibens: Jagen, Kämpfen und Reiten, wie es die Alten trieben, wird wohl zweifellos den Nachahmungstrieb der Jungen angeregt haben, die gleichen Gepflogenheiten dem kindlichen Spiel zu Grunde zu legen.

Spielwarenläden gab es damals nicht. Baum und Strauch lieferten das Material zu Speer und Schild, zu Pfeil und Bogen, und wie heute, so wird auch vor tausend Jahren schon das Mädchen der Mutter die häusliche Thätigkeit abgeläuscht haben, indem es mit kleinen Kochgeräthen wirtschafte oder eine aus bunten Lappen und einem Stück Holz gebildete Puppe liebevoll an sein kleines Herz drückte.

Von solchen Spielsachen ist nun freilich nichts mehr auf unsere Zeit gekommen, außer ganz vereinzelt Stücken, wie Puppen oder Pferdchen aus gebranntem Thon, die uns in Museen als Fundstücke von Ausgrabungen alter Wohnstätten oder Gräber vor Augen treten.

Weit mehr als aus deutscher Vorzeit wissen wir von dem Aussehen und der Art des Kinderspielzeugs aus der Zeit der alten Griechen und Römer.

Zuverlässige und recht interessante Anhaltspunkte geben uns hierfür guterhaltene Reste von Wandmalereien, Vasengemälden und Sculpturen, sowie schriftliche Aufzeichnungen griechischer und römischer Autoren. Ganz besonders sind es die Griechen, deren Reichthum an erfinderischer und vielseitiger Phantasie auch im Spiele der Jugend zu Tage tritt. Im wesentlichen sind die mannigfaltigen Spielzeuge, die sich die Kinder entweder erfinderisch selbst herstellten oder um geringe Kosten erwerben konnten, den heutzutage noch üblichen ganz gleich.

So finden wir die Kinderklapper oder Kassel in kleinen Thongefäßen, oft in Gestalt von Thierfiguren, mit Steinchen oder Metallstückchen im Inneren. Auf Vasengemälden erkennen wir das Ballspiel, das Spielen mit dem Reif und dem Kreisel, die verschiedenen Arten von Schaukeln, die Strichschaukel, die Brett- oder Wippschaukel. Ja, ein in Neapel befindliches Vasengemälde zeigt uns, daß den hellenischen Kindern auch das Drachensteigenlassen nicht unbekannt gewesen ist, ebenso das Stelzenlaufen, das Steckenpferdreiten und das Spielen mit Wägeln.

Daß es auch kleine Waffen zum Spielen für Knaben gegeben hat, ist zweifellos.

In den Händen der Mädchen dagegen finden wir, wie heute, das Kochgeschirr und vor allem natürlich die Puppe. Reste von Kinder-Kochgeschirr fanden sich schon zahlreich in Gräbern; es sind kleine, oft nur wenige Zoll hohe Krüggeln, Töpfchen zc.

Die Puppen waren meist aus Wachs oder Thon gefertigt und zum Ankleiden gemacht, vielfach auch mit beweglichen Gliedern. In der hellenisch-römischen Zeit begegnen wir einer höchst originellen Herstellungsart von Puppen. Eine nähere Beschreibung giebt uns der um die Kunde griechischer und römischer Gräber in Egypten verdiente Dr. Karabaczel in einem in Wien gehaltenen Vortrage, wo er sagt: „Während ist es wahrhaftig zu sehen, wie die betäubten Eltern ihren Lieblingen mit ihren Thränen auch deren Lieblingspielzeug, die Puppen, in das Grab legten. Dieselben sind sehr ingenios gearbeitet: Gesicht, Mund, Augen und Nase wurden durch entsprechende Bindungen feiner buntfarbiger Stoffstreifen gebildet; der Kopf ist mit einem Rezhäubchen bedeckt, die ausgepreißen Arme sind durch ein mit Stoff überzogenes Rohrstück hergestellt und als Brustlah hängt ein Seinswandstück herab.“

Wenn wir uns diese von Karabaczel beschriebenen Puppen, wie sie aus dem Dunkel fast zweitausendjähriger Gräber an das Licht gezogen wurden, vor Augen stellen und dann einen Blick auf unsere modernen Puppen werfen und sehen, wie diese in der Vervollkommenung so weit gediehen sind, daß sie sogar sprechen können, wenn wir ferner die im britischen Museum zu London und in der ethnologischen Abtheilung des naturhistorischen Museums in Wien befindlichen altrömischen Bleisoldaten betrachten, so müssen wir staunen über die Genügsamkeit der alten Völker auf dem Gebiete des Spielzeugs.

Wie verhält sich nun diese Wahrnehmung zu der so oft zum Ausdruck gelangenden Anschauung, daß einerseits der Grad der Kultur eines Volkes im Spielzeug desselben zum Ausdruck kommen und andererseits im Spielzeug selbst ein wichtiges Mittel gegeben sei, sowohl geschmacks- als auch verstandesbildend auf das Kind einzuwirken?

Wenn das wirklich der Fall sein soll, auf welcher niedriger Bildungsstufe einerseits müßten nach diesem höchst primitiven, in unseren Augen geradezu lächerlich erscheinenden Puppen und Bleisoldaten die alten Griechen und Römer sich befunden haben? Und andererseits, wie konnte es möglich sein, daß aus Kindern, denen man solches Zeug zum Spielen gab, Männer werden konnten, welche Werke schufen, die bis auf den heutigen Tag als unerreichte Norm des Edlen, Schönen und Ebenmäßigen gelten?

Was hätte nach der vorhin angeführten Anschauung aus einem Phidias oder Praxiteles, einem Homer und so vielen anderen Kunst- und Geistesheroen werden können, wenn sie erit jezt auf die Welt gekommen wären und sich an den heutigen Spielwaren zu weit höherem Genie hätten bilden können? Wer weiß, ob sie sich nicht schon von diesen abwenden würden? Ein Spielzeug, das so vollkommen ist, daß die Phantasie des Kindes nichts mehr hinzuzulegen hat, wird von ihm zwar angestaunt, aber nicht als in seine Welt gehörig betrachtet. Das nächste ist in der Regel, daß es vom Kinde trotz des schönsten Anstriches und der feinsten Lackirung gewaltsam zerlegt und zerrissen wird, um dem Drange seiner eigenen Phantasie folgend, etwas anderes daraus zu bilden. Das Spielzeug selbst, sei es noch so vollkommen gestaltet, hat für das Kind kein Leben, erhält es vielmehr erst durch das Kind. Darum hängt es oft mit ganzem Herzen gerade am zerbrochenen Spielzeug, denn es liegt darin ein Stück seines eigenen Lebens.

Der gleichen Liebe, welche die Mutter in gesteigertem Maße dem kranken Kinde entgegenbringt, erfreut sich auch die Puppe oder der Hansel mit zerbrochenem Kopf oder fehlendem Arm seitens des Kindes.

Bei weiterer Betrachtung des Spieles der klassischen Jugend finden wir, daß auch lebende Thiere zum Spielzeug dienen; Stieglitz, Taube, Gans und Hahn, Hunde, Ziegenböcke, Affen; besonders beliebt war es, Käfer an Fäden zu binden und sie fliegen, oder besser gesagt, nicht fliegen zu lassen.

Zur Gattung der Unterhaltungsspiele gehörte das Suchenscherzhaf versteckter Gegenstände, ähnlich unserm heutigen Plumpsackspiel, das Gräbchenwerfen mit Knöcheln oder Sprungbeinchen aus der Ferse von Lämmern oder Schafen; diesem Spiel entspricht vollständig unser heutiges Schufferspiel.

Die kleinen Knöchel oder Sprungbeinchen, die Astragalen, dienen auch zum Würfelspiel. Deutlich erkennen wir das aus vielen antiken Kunstwerken, die uns Bilder des Astragalenspieles vorführen.

So ist z. B. sehr bekannt die Statue eines am Boden sitzenden, Knöchelspielenden Mädchens. Das Berliner Museum

befißt die Statue eines Knaben, der fröhlich lachend seine gewonnenen Astragalen mit dem linken Händchen an die Brust drückt.

Ein pompejanisches Wandgemälde zeigt die Medea, wie sie auf den Mord ihrer Kinder sinnt. Letztere, unter Aufsicht des hinter ihnen stehenden Erziehers, beschäftigen sich ahnungslos und vergnügt mit dem Astragalenspiel.

Im britischen Museum befinden sich Reste einer Astragalizontengruppe aus der hellenisch-römischen Zeit: Zwei Straßenspieler gerathen beim Würfelspiel in Streit und zwar derart, daß einer den andern in den Arm beißt.

Die Astragalen spielten also offenbar eine große Rolle, und thatsächlich wurde der Bedarf an diesen Knöchelchen bald so groß, daß man sie auch künstlich aus allerlei Material, aus Eisenbein, Metall und Stein herstellte. So sind von ihnen solche aus Granat erhalten, die mit einem gravirten Adler decorirt sind.

Auch an belehrenden Spielen, wie Zusammenlegen- und Buchstabenspiel, fehlte es bei den Griechen und Römern nicht.

Was nun die älteste Geschichte des deutschen Spielzeugs angeht, so sind wir im großen Ganzen nur auf Vermuthungen angewiesen, und erst mit dem Mittelalter bieten sich uns sichere Anhaltspunkte für die Verfolgung der Entwicklungsgeichte unseres Spielzeugs.

Die Kinderspiele im Mittelalter hatten wenig Abwechslung; im ganzen bewegten sie sich in einer Nachahmung der Beschäftigungen der Erwachsenen: für die Knaben bildeten die Waffen und die hölzernen Pferde, für die Mädchen die Puppen die Grundlage des Spiels.

Kleines Feuilleton.

— **Feine Herren.** Goron, der ehemalige Chef der Pariser Kriminalpolizei, erzählt: Mr. Clement (ein unlängst verstorbener Pariser Polizeikommissar) hatte neben den Straßenaufläufen und Razzien noch eine weitere Spezialität. Er hatte die „Mißverständnisse“ und sonstigen Weiterungen zu beseitigen, die etwa zwischen Persönlichkeiten in mehr oder weniger hervorragender Stellung und deren Maitressen entstanden. In unserem Bureau verkehrten zahlreiche ganz reizende Damen, und mein Vorgesetzter diktirte mir manches recht pikante Protokoll in die Feder, das natürlich durch das Siegel des Amtsgeheimnisses vor der bösen Oeffentlichkeit gesichert ist. Oftmals handelte es sich für diese Dämchen nur um die Ausbeutung irgend eines reichen Simpels aus guter Familie. Noch öfter jedoch hatte ich Gelegenheit, bei Vernehmungen anwesend zu sein, bei denen Leute von Besitz, Stellung und bekanntem Namen in recht unvortheilhaftem Lichte erschienen und sich struppellos der polizeilichen Gewalt bedienten, um sich der armen Mädchen, die ihnen lästig geworden, zu entledigen. Viel Gemeinheit und brutalen Rechtsbruch habe ich da kennen gelernt. Ganz besonders peinlich wirkte auf mich die legere Art, in der auf grund der gesetzlichen Bestimmungen die administrative Ausweisung von Ausländern resp. Ausländerinnen erfolgen konnte. Wie oft war ich in der Lage, Dialoge von der Art des folgenden anzuhören:

„Aber, Herr Kommissar, ich habe doch ein Kind von ihm, mög er wenigstens seine Erziehung bezahlen!“
„Das geht uns nichts an, Mademoiselle,“ lautete Herrn Clements Antwort. „Uns kommt es nur darauf an, jeden Skandal zu verhindern. Sie sind Ausländerin und wenn Sie fortfahren, vor der Thür des Herrn N. N. Szenen zu machen, werden wir Sie abschieben.“

Und wenn diese unglücklichen Mädchen, die von ihren Verführern entehrt und verlassen worden waren, ohne Rücksicht auf solche Drohungen fortfuhren, ihre Ansprüche geltend zu machen, wurden sie einfach über die Grenze gebracht. Ich muß gestehen, daß mir diese Art Maßregelung stets ganz besonders grausam vorkam. Wenn Graf X. oder Marquis Z. der Kammerzofe seiner hochgeborenen Frau Mama die Cour schnitt und sie zur Mutter machte, fragte er sicher nicht danach, ob das Mädchen, das ihm gefiel, eine Italienerin, Belgierin oder Schweizerin war. Erst wenn er Alimente bezahlen sollte, erinnerte er sich dieses Umstandes. Und nicht bloß unsere goldene Jugend bedient sich dieses Mittels, auch manchem ehrwürdigen Familienvater, der im Schooße der Seinigen vielleicht die Zärtlichkeit selbst ist, bin ich auf diesen krummen Wegen begegnet.

Literarisches.

— **Wie Schriftsteller arbeiten.** „Pearsons Magazine“ bringt in seiner April-Nummer das Ergebnis einer Enquete, die das Blatt bei den hervorragendsten englischen Schriftstellern über ihre Arbeitsmethode angestellt hat. W. L. Alden und Robert Barr berichten fast übereinstimmend, daß sie alle regelmäßige, pflichtgemäße Arbeit hassen und den größten Theil ihrer Arbeit auf dem Bicycle verbringen; dennoch ringt sich der erstere durchschnittlich 1800 Worte täglich ab, während der andere anfallweise, dann aber mit großer Rapidität arbeitet. Sir Walter Besant hält es für verderblich, mehr als 3 Stunden täglich zu arbeiten, Hall Bain und G. Doyle halten 1500—2000 Worte täglich für eine ausgiebige Leistung. Mrs. Egerton behauptet auch nicht annähernd von einer regelmäßigen Arbeit berichten zu können. Mrs. Dobbes schreibt höchstens 150 Worte täglich, während Butcliffe Payne behauptet, nur dann flott arbeiten zu können, wenn ihm alle äußeren Behelfe fehlen und er zu Schiff oder im Eisenbahn-Koupee in sein Notizbuch kritzeln muß; Allen Upward endlich schildert, daß

er ganze Monate oft nichts thut und sich mit einem Gedanken herumschlägt, dann durch mehrere Wochen erbittert ringt, um ihm Gestalt zu geben, endlich alles Geschriebene vernichtet und dann in einem Anlauf, in vier oder fünf Tagen und Nächten das ganze niederschreibt.

Theater.

— **r. Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.** Am Montag Abend ließen wir uns verleiten, nach der Chausseestraße hinauszupilgern. Ein Volksschauspiel „Der Berghauptmann“ wurde zum ersten Male aufgeführt. Ein vielversprechender Titel, der vielleicht ein Bild der Klassenkämpfe und sozialen Leiden aufrollen könnte. Doch in dieser Annahme hatten wir uns getäuscht. Gewiß wird mächtig viel gekämpft in dem Schauspiel, aber die Helben klappern mit Schwertern und Ritterrüstungen, und der Berghauptmann selbst ist einfach ein wohlgenährter Breslauer Junksbürger aus der Zeit der Hussitenkriege. Er birgt in dem Sohne seines Blutfreundes einen Landesverräter in seinem Hause, der der feindlichen Hussitenpartei Wehr und Waffen schmuggelt und schließlich sogar die jungfräuliche Tochter seines Sohners entführt. Im letzten Akte trifft den Kerl aber der wohlverdiente Nachstrahl.

Die Sprache des Stückes ist mittelalterlich-biederstämmisch, genau wie es der selbige Raupach vorgeschrieben, und verfaßt ist das Ganze von einem Berliner Schullehrer namens Risch. Wir nehmen an, daß der Herr als Pädagoge leistungsfähiger ist denn als Dramatiker. Das Ritterdrama wurde recht brav dargestellt. Eine Falstaffrolle wurde von Herrn Thiemann sogar mit ausgezeichnetem Charakteristik gegeben. Auch an Ausstattung leistete die Bühne das Menschenmögliche.

Geschichtliches.

w. **Knechtssinn.** Interessant ist es, in den Quellen der römischen Kaisergeschichte die Beweise der hündischen Demuth und Erbfeindlichkeit des Senates, jenes „Herrenhauses“ der alten Republik zu lesen. Als 268 Claudius II. sich zum Kaiser aufgeschwungen hatte, beeilten sich die würdigen Herren Senatoren, den faktischen Machthaber in der überschwänglichsten, schmeichlerischen Weise zu „begrüßen“, welche uns Trebellius Pollio folgendermaßen beschreibt:

„Claudius Augustus!“ — so riefen sie 60 Mal — dank den Göttern, daß sie uns Dich als Herrscher gewährt haben! Claudius Augustus!“ — so riefen sie ferner 40 Mal — „Dich oder einen Kaiser Deiner Art haben wir immer ersehnt!“ Claudius Augustus!“ — so wurde weiter 40 Mal gerufen — „Du bist durch die Wünsche des ganzen Reiches zum Throne berufen worden! Claudius Augustus!“ — so riefen die Herren endlich 60 Mal, — „Du bist das Ideal aller Brüder, aller Väter, aller Senatoren, aller Kaiser!“ — Und nun kamen die Wünsche des hohen Hauses: „Claudius Augustus!“ — rief man fünf Mal, — „befreie uns von dem Aureolus (einem der Nebenkaiser)!“ „Claudius Augustus!“ — rief man fünf Mal — „befreie uns von den Palmyrenern!“ — „Claudius Augustus!“ — so gelte das Geschrei noch siebenmal, — „befreie uns von der Zanoibia und von der Victorina (erstere die Königin von Palmyra, die zweite eine einflußreiche Dame jener Zeit, die Mutter des Theilkaifers Victorinus). Und endlich kam der noch siebenmal wiederholte Ruf: „Claudius Augustus! Mache, daß Tetricus (ein anderer kurzlebiger Theilkaifer) in das Nichts versinkt!“ Es muß für den Gefeierten unsäglich langweilig und Verachtung und Ekel erregend gewesen sein, sich von den Edelsten und Besten der römischen Nation 244 Mal seinen Namen zuschreien zu lassen! —

Kulturhistorisches.

— **Aus der Ordnung der Bredstedter Schusterinnung vom Jahre 1583.** § 3. Item sollen keine fremde Schuhe von außen hier zu Bredstedt außerhalb gemeiner Jahrmärkte feil gebracht werden, so aber darüber geschieht, soll demjenigen, der solche Waare bringt, dieselbe von dem Oidermann (Aeltermann) und Obrigkeit genommen werden, davon die Hälfte der Regierung, die andere Hälfte dem Amte und den Armen zukommen soll. § 12. Item, ein Schuhmacher soll nicht mehr halten zu einer Zeit als zwei Gesellen und einen Jungen bei zwei Tonnen Bier Strafe zum Amte und zwei Pfund Wachs zum Gottesdienste. § 13. Item, so ein Fremder zu Bredstedt lömmt und entwedet einem Schuhmacher sein Gesell, wird er darüber betroffen und man kann es öffentlich beweisen, den soll man anhalten, zu bessern der Obrigkeit als ihm auferlegt wird und dem Amte eine Tonne Bier der Gesell, der sich so verführen läßt. § 14. Item, wann ein Meister einen Lehrlingen annimmt, das Handwerk zu lernen, so soll durch des Jungen Bestätigung von dem Meister eine Tonne Bier gegeben werden und die Kost dazu dem Schuhmacher daselbst. § 15. Item, ein Gesell, der von seinem Meister heimlich wegläuft mit des Meisters Gelde, ehe die rechte Wanderzeit ist, der soll bessern eine Tonne Bier dem Gelage und ein Pfund Wachs zum Gottesdienste. § 29. Item, so sollen da auch keine Schuster in Nordergösharde wohnen, denn alleine binnen Bredstedt.

Aus dem Thierleben.

— **Iltis und Fuchs.** Der Iltis ist, obwohl er schlafende Vögel überlistet, Tauben und Hühnern nachstellt, dennoch ein sehr nütliches Thier, denn er vertilgt eine Menge Mäuse, Ratten und Hamster, Blindschleichen, Ringelnattern und Kreuzottern und de-

giftige Biß der letzteren schadet ihm nicht, denn er verzehrt sie samt Giftdrüsen und Giftzähnen. Der Fuchs, welcher bekanntlich vom Rehtälchen bis zur Maus herab seine Braten wählt, also in der Zeit der Noth gar nicht wählerisch ist, ist durchaus nicht lecker nach Iltisfleisch, er verschmäht es standhaft, obgleich er gegen den lebenden Iltis seine Zähne nicht unterdrücken kann. Sein Betragen gegen den Iltis oder Ratz im Freien zu beobachten, ist stets nur bruchstückweise gelungen; vollständiger gelang dies, als man Meister Reineke zu einem gefangenen Iltis in einen Stall sperrte. Der Fuchs schleicht heran, liegt lauend auf dem Bauche; plötzlich springt er zu, wirft den Ratz über den Haufen und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wieder erhebt und mürrisch die Zähne fletscht. Jetzt kommt Reineke wieder; der Ratz hüpfst ihm laut knessend mit weitem Sprunge entgegen; der Fuchs weicht aus und verseht ihm in dem Augenblicke, wo er vom Sprunge zu Boden fällt, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelassen, ehe jener sich rächen kann. Nun streicht er von fern im Kreise um den Ratz, der sich immer nach ihm hindrehen muß; endlich schlüpft er an ihm vorbei und hält den Schwanz nach ihm hin; der Ratz gedenkt dem Schwanz mit grimmigem Zahn eins zu versetzen; aber er irrt sich, denn der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn gar nicht mehr beachte. Der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem alten Knochen zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz recht. Auf dem Bauche liegend, rutscht er näher; seine Augen funkeln; List, Spott und Bosheit spiegeln sich zugleich in seinen Mienen; die Ohren sind gespitzt, die Zähne bloß, der Schwanz in sanft wedelnder Bewegung. Ploßlich springt er zu, packt den schmaufenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig, läßt ihn fallen und verschwindet. Das ist dem Ratz nicht recht; er wühlt sich, um nicht länger geschabernackt zu werden, unter das Stroh und sucht nach unten einen Ausweg. Vergebens! Der Fuchs ist wieder da, schnuppert auf dem Stroh, betastet es leise mit den Füßen, beißt ploßlich durch und fährt dann schnell zurück. Größt nun der Beobachter den Iltis beim Schwanz und hielt ihn dem Fuchse vors Gesicht, dann hielt der Schlaupf nicht stand, sondern floh aus einer Ecke in die andere. —

Medizinisches.

k. Ueber die Schädlichkeit der Kälberlymphe wird in medizinischen Kreisen seit längerer Zeit diskutiert. Professor Pfeiffer, Professor Ogata, Dr. Landmann u. a. haben nachgewiesen, daß in der Kälberlymphe krankheitserregende Keime und Bakterien sich vorfinden. Als derartige Bakterien sind insbesondere der Mikrokokkus pyogenes und der Staphylokokkus albus zu nennen. Alle Bakteriologen stimmen darin überein, daß diese Bakterienpathogen, d. h. krankmachend sind. Es wird indessen von bedeutenden Autoritäten, namentlich auch vom Reichs-Gesundheitsamt betont, die schädliche Wirkung beschränke sich auf Thiere und falle beim Menschen fort. Demgegenüber hat neuerdings ein Italiener, Dr. D. Leoni, Erfahrungen gemacht, die geeignet sind, die Frage in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen. Leoni, der seit Jahren Direktor des Lymphinstitutes in Rom ist, fand in Uebereinstimmung mit Dr. Landmann und anderen, daß die in der Lymphe vorkommenden Bakterien in der That auch für den Menschen gefährlich sind. Er hält es aber, wie in seiner kürzlich veröffentlichten Arbeit dargelegt wird, für möglich, die Kraft der Keime in der Lymphe vorkommenden pathogenen Mikroorganismen (krankheitserregenden kleinsten Lebewesen) zu vernichten, wenn die Lymphe mit Glycerin behandelt und durch einen bis vier Monate konserviert wird. Die direkte Ueberimpfung vom Thier auf den Menschen verurteilt er. Er hat im Verlaufe der Impfung mit frischer Lymphe vielfach Wundinfektions-Krankheiten, wie Wundrose, Phlegmone (Zellgewebs-Entzündung), Lymphangitis (Entzündung der Lymphgefäße) und Septikämien (faulige Fäulung) beobachtet. Bei der Impfung mit alter Lymphe sollen diese Schädigungen nicht vorkommen. In Deutschland gaben bisher die meisten Aerzte der frischen Lymphe den Vorzug. —

Physiologisches.

— Eiweißverdauender Speichel bei Insektenlarven. Als der Lübinger Physiologe Wilibald M. Nagel für Studiengzwecke eine Anzahl erwachsener Larven des bekannten großen Schwimmläfers *Dytiscus marginalis*, des Gelbrandes, im Aquarium hielt, hatte er Gelegenheit, sehr interessante Eigenschaften des Speichels dieser Thiere kennen zu lernen. Die Resultate seiner Beobachtungen und Versuche sind kurz folgende: 1. Die Schwimmläferlarve saugt den Thieren nicht nur das Blut aus, sondern sie vermag deren ganze Eiweißsubstanz in sich aufzunehmen; 2. zu diesem Zwecke ergießt sie durch ihre Saugzungen ein fermenthaltiges Sekret in das auszusaugende Thier, wodurch dessen Eiweiß verflüssigt, peptonisirt wird; 3. das Sekret hat giftige Wirkung, es lähmt und tötet die angebissenen Thiere in kurzer Zeit; 4. das Sekret reagirt neutral. Die Verdauung ist eine tryptische; die Eiweißmassen quellen nicht, sondern zerfallen bröckelig; 5. ebenfolche extraorale Eiweißverdauung findet, abgesehen von den nächsten Verwandten der Schwimmläferlarven, aller Wahrscheinlichkeit nach bei den mit ähnlichen Saugzungen ausgerüsteten Larven einiger Neuropteren oder Netzflügler, bei den Ameisenlöwen und Blattlausläusen statt. —

(„Umschau“.)

Humoristisches.

— Bauernschlau. Im Gasthose eines schlesischen Gebirgsdorfes hängt eine Tafel aus, auf der sämtliche Bewohnheitstrinker, an die Getränke nicht verabsolgt werden dürfen, mit Namen aufgeführt sind. Der Landrath des Kreises lehrte eines Tages dort ein, um sich zu überzeugen, ob die Verordnung auch befolgt werde. Nach längerem Aufenthalt in der Wirthsstube verspürt er Durst und bestellt ein Glas Bier, erhält aber von dem Wirth zur Antwort: „Daraus wird freilich nichts! 's tut mer leid, Herr Landrath, aber ich darf Ihnen kein Bier nich einschänken.“ „Warum denn?“ „Weil Sie halt auch auf der Seiserliste stehen!“ erwidert der Wirth, indem er auf die an der Wand hängende Tafel zeigt:

Ämtliche Bekanntmachung.

Den nachstehend Benannten dürfen Getränke nicht verabsolgt werden:

- Böttcher Karl Sommer.
- Gärtner Josef Schmidt.
- Tagelöhner Gustav Frisch.
-
-
- Der königliche Landrath.

Vermischtes vom Tage.

- Seltsame Rubrik. In einem alten Todtenbuche des schlesischen Archipresbyterals F. lautet die Ueberschrift der letzten Rubrik: Ob mit Hilfe des Arztes gestorben. Viele Menschenalter hindurch ist diese Rubrik unbeanstandet geblieben. —
- Die Rottweiler Pulverfabrik soll die Fabrikation nach Düneberg bei Hamburg verlegen wollen. Grund: der Generalgewaltige der Fabrik wollte von der Stadt Rottweil ein Gut kaufen, diese aber lehnte das Angebot ab. So sagt man. —
- Ein wohlhabender Landwirth in Nordbrod bei Osnabrück hielt seine geisteschwache Frau zwei Jahre lang in einem engen Verschlag der Scheune eingesperrt. Die Unglückliche war, als man sie fand, bis zum Gerippe abgemagert, sah völlig nackt bis zum Knie im Urath und konnte vor Schwäche kein Glied rühren. —
- Billige Beleuchtung. „In dem weimarischen Orte Groß-Neubausen führten kürzlich mehrere Bürger Klage darüber, daß in den jüngsten Nächten die Straßenlaternen fortgesetzt nicht angezündet worden seien. Der Bürgermeister wies indessen die Beschwerde als unbegründet zurück, und zwar unter Anführung der Stelle aus Göthe's „Faust“: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bemußt!“ —
- c. e. Das Bezirksgericht Zürich verurtheilte vor einigen Tagen den Staatsanwalt Fehr, weil er gegen einen Kaufmann unbegründeterweise einen Steckbrief erlassen hatte, zu 300 Frs. Geldstrafe. — Wildes Land! —
- Windisch-Matrei (Tyrol) ist bis auf die Kirche vollständig niedergebrannt. 80 Häuser, das Gemeindehaus und das Spital wurden in Asche gelegt. —
- Bei der bayerischen Staats-Eisenbahn sind, wie Sigl's „Waterland“ mittheilt, die Fahrzeiten bis auf 3/4, 1/2 und 1/4 Minuten ausgerechnet und bestimmt worden. —
- In Gent wurde die große Weberei de la Dye durch Feuer zerstört. 450 Arbeiter waren in ihr beschäftigt. —
- In den Karawanken in Kärnten ist seit Freitag Schneefall eingetreten. In Tarvis liegt der Schnee fußhoch. —
- Von der Pest. Beim französischen Kolonialministerium ist die Meldung eingegangen, daß an der tonkinisch-chinesischen Grenze einige Pestfälle vorgekommen sind. —
- Die Gebäude der Brüsseler Mählwerke sind niedergebrannt. Das Feuer wurde durch Selbstentzündung des Mehlsaubes hervorgerufen. —
- In Kantakulow im Chersoner Gouvernement (Rußland) haben große Exzeße gegen die Juden stattgefunden. Viele jüdische Kaufläden und Häuser wurden demolirt, drei jüdische Einwohner erschlagen. —
- Heißt ein Fang! Die Erlkönigin von Madagaskar ist katholisch geworden. Kann noch die Zugendrose bekommen, wenn sie alt wird. —
- In Süd-Australien und dem westlichen Victoria wurden mehrere heftige Erdstöße verspürt. —
- Eine gemischte Gesellschaft. Die Bevölkerung von Honolulu ist vielleicht die bunteste, die irgend eine Stadt der Erde aufzuweisen hat. Nach der letzten Volkszählung war die Stadt von 29 830 Einwohnern bewohnt. Unter diesen waren nur 7918 eingeborene Hawaier, hierzu noch 3468 Mischlinge aus eingeborener und fremder Bevölkerung. Die Chinesen erreichten fast dieselbe Zahl wie die Eingeborenen, nämlich 7693, dann folgen Portugiesen 3833, Japaner 2381, Amerikaner 2074, Briten 1803, Deutsche 578, Südfsee-Infulaner 63 und dazu 368 Angehörige verschiedener anderer Völker. —